



Die Abschiedshand

Letzte Gedichte
Oskar Loerke

Suhrkamp Verlag Berlin, vorm. S. Fischer, 1949

Zuspruch

Man lebt, doch nie nach eigener
Wahl und Kür, Man stirbt, jedoch
man stirbt niemals wofür.
Es kann den Bettler nicht, nicht
den Propheten Ein anderer
seinesgleichen stellvertreten.

Wer stirbt, der lebt! Er hat in sich
die Dauer, Und trauern wir, so ists
nicht seine Trauer.
Und suchen wir nach Trost, wir
finden keinen, Doch er küßt uns
die Stirnen als den Seinen.

Vom Weltlauf

Der Hund, das Huhn, der Esel scharrt,
Die ungeschmierte Angel quarrt. Des
freuen wir uns insgesamt,
Weil es dem Lauf der Welt entstammt.

Das Leben wie der Tod gedeiht
Zur Apfel-, zur Lawinenzeit.
Zu keiner Zeit behält den Glanz
Ein Eichen- oder Lorbeerkranz.

So schelten grob und ungeschlacht
Und haben uns ein Joch gemacht. Da,
eines Morgens grünt ein Halm, Und
Gottes ist die ganze Alm.

Gebetsfrage

Warum hast du uns zgedacht
Ein Geistesfeuer, Vater,
Um das dein böser Feind sich müht
Und Pfähle für das Fleisch uns glüht,
Eh wir uns strecken in die tiefe Nacht?

Von deinem Atem duftet warm
Die alte Tanne, Vater.
Und wenn an ihrem Fuß die Säge
Schon zischt, noch rauscht der Wipfel träge,
Eh er ins Nichtsein zuckt – ein Rabenschwarm.

Um Kälber hab ich oft geweint,
Die wir dir stahlen, Vater.
Ihr Fuß hüpf heute aus der Hütte,
Ihr Blut hüpf morgen in die Bütte.
Du strafst uns nicht. Ist denn dein Herz versteint?

Dein Wohnsitz schweigt. Du hast genug gelehrt.
Wir konnten selten, Vater,
Die Schriften deines Griffels lesen,
Sind deine Kinder nie gewesen.
Dein Feuer hat uns Glück und Glied verzehrt.

Eingang und Ausgang

Ich war in Seligkeit ein Kind,
Das aus dem Indianerkral
Sich keine Reiherfeder stahl,
Weil drüben immer Federn sind.

So oft ich wollte, stieg ich hin.
Wohin die Kompaßnadel schlug,
Fand ich den Weg und fand genug.
Die Welt war ohne Hintersinn.

Dann riß den Göttern die Geduld.
Sie machten meine Haare weiß
Und schmähten meinen kranken Fleiß,
Und plötzlich war ich voller Schuld.

Was meiner Hände Arbeit trägt,
Es reicht wohl eben, daß mans nimmt,
Auch manchmal zu mir sagt: es stimmt,
Und manchmal aus der Faust mirs schlägt.

Ein Messer liegt und ist gewetzt, —
Ein Seelenchor blieb mir im Bach,
Ich höre, wie im Schindeldach
Die Seelen jammern, bis zuletzt.

Über viele Sintfluten hin

Der Abend wärmt die weiße Birkenhaut.
Ein alter Vogel kommt das Holz betasten.
«Auch ich bin weiß – und ich war schon ergraut,
Als ich zur Sintflut fuhr in Noahs Kasten.
Ich habe eine neue Flut erschaut
Und will, bevor ich wieder fliege, rasten.

Fern hämmert schon der Archenzimmermann.
Wie Halme wird es bald die Menschen heuen. Oft
sah ichs vom gepichten Floße an:
Die Bösen sind geliebt, zerstiebt die Treuen.
Es glauben, daß sie nichts zerstören kann,
Die Bösen, die sich der Zerstörung freuen.

So viele hören mich wohl als Pirol.
Wie viele, die mit zweitem Ohr mich hören?Den
einen schallt mein Zuruf alt und hohl,
Sie werfen mich mit abgenagten Möhren.
Den andern macht er warm und traurig-wohl, Sie
fangen ihn für Gott in Orgelröhren.

Wie wenig kann ein irrendes Geschlecht
In siebentausend Jahren doch errichten!
Wie viel, eh ihr fünftausend Worte spricht, Kann
es vom gute, weisen Bau vernichten!
Ist, was es neu erbaut, dann echter echt?
Es wird der Trümmer Glanz nicht überlichten.

Wer mit mir in den Drang der Zukunft sieht, Wie
hülfe wir den Blinden und den Lahmen?Nur
wer den Sturm der Ewigkeit nicht flieht, Beharrt
bei seiner Unsichtbaren Namen.
Und wem nur Leid, doch neu kein Leid geschieht.
Gehört zu uns, die immer wieder kamen.»

Timur und die Seherin

Timur

Du giltst für eine große Seherin
Und tränkst wie eine niedre Magd die Kühe.
Du bist doch alt; verdrießt dich nicht die Mühe?
Und kennst du mich, der ich gekommen bin?

Seherin

Die Wiese blüht, zertritt mir nicht den Klee!
Er gibt für meine Tiere Leckerbissen.
Du bist der Timur Lenk. Was willst du wissen?

Timur

Was meine Macht sei.

Seherin

Die schmilzt hin wie Schnee.

Timur

Mein Reich beschließt die Hitze wie das Eis.
Die Sterne tauchen tags in meine Meere
Und stehn aus ihnen auf wie meine Heere.
Ist das für Größe nicht genug Beweis?

Seherin

Beweis ist mir mein Eimer, der sich füllt.
Beweis ist mir das Vieh in seiner Blöße.
Es trinkt und zeigt mir seines Schöpfers Größe,
Daß es gesättigt ist und keines brüllt.

Timur

Du kannst dem Monde nicht befehlen: geh!

Seherin

Willst du den Mond orangengleich erpressen?

Timur

Ich töte dich, sprichst du mir so vermessen.

Seherin

Das kannst du tun, doch tritt mir aus dem Klee



Süße des Todes

Erfasste uns die Ahnin an der Hand,
Mit jungen Augen, Lächeln um die Lippe:
«Ja, dies ist wohl Jasmin, und dies sind Kressen,
Und hier stehn braune Fohlen an der Krippe —

Es ist mir alles nah und wohlbekannt
Und wurde doch so fremd mir unterdessen.
Nehmt meine Krinolinen, Tand und Schein,
Ich bleibe nicht bei euch.» — Du willst nicht? — «Nein.»

Und holte dich der schnellste Läufer ein,
Am Kopf mit beiden Händen dich zu fassen,
Ihn auf das Irdische zurückzudrehn —
Du hast es diese Stunde erst verlassen!

«Es ist gleich Windspielrudeln fort und Rehn.
Was wollt ihr noch? Ihr habt mich doch begraben.
Bestehn ist schwer, doch leicht: bestanden haben.»
So ist dir, was du liebtest, nichts mehr? — «Nein.»

Der Berg der Güte

Was hast du schwaches kleines Weib getragen
Durchs Hochgebirge, Kranke zu erfrischen,
Der Armut in den Winkeln aufzutischen! —
Man wird von dir nicht singen und nicht sagen.

Als Kind gabst du den Tieren schon das Süße,
Den Kleinen Milch, daß sie der Herr behüte.
Die Leute taufte dann als «Berg der Güte»
Den Steilhang, der dir wundete die Füße.

Vor keinen Lasten wurdest du verdrossen
Und sagtest, fandest du ein Brotverlangen
Im Fiebergrund auf hohlen Kinderwangen,
Du hättest schon dein Abendmahl genossen.

Du trachtetest nach Schmuck nicht noch nach Kleide,
Und Schmuck war dir, den alten Mann im Sessel
Zu küssen, Schmuck der Tau im Felsenkessel,
Dein Kleid trug schon das Kuhkalb auf der Weide.

So lief dein Leben fort durch die Jahrzehnte,
Bis daß, als ihrer viel vergangen waren,
Dein Herz sich und dein Kopf in grauen Haaren
Einmal nach einer Feuerpause sehnte.

Da bist du selbst den Hang hinabgefallen,
Da drehte sich die Welt um dich im Schwindel,
Der Teufel schrie, ein Kindlein in der Windel,
Und blutig waren beider Hände Ballen.

Da suchtest du, womit man Wunden reinigt.
Dein Blut fiel in die Stuben, groß wie Gulden.
Man wollte sich mit dir nicht lang gedulden.
An jeder Quelle wurdest du gesteinigt.

Nun will für dich mehr keine Sonne tagen.
Den sich dein Fuß so oft hinabbemühte,
Er liegt nun hinter dir, der «Berg der Güte».
Man wird von dir nicht singen und nicht sagen.

Das schlimme Märchenschloß

Auf seinem Thron schlief der Despot,
Der jede Regung Geist verbot,

Wo's nur auf seinen Wink geschah,
Daß ihm der Mond durchs Fenster sah,

Wo sich keiner Kater unterfing,
Daß er aus Eignem mausen ging.

Wie kam ich zum gewölbten Gang?
Mein Herzschlag widerhallte bang.

Ein Gitter! Ein Papier! Ein Stift!
Im Schein der Nacht die Aufschrift: Gift!

Ein Scherge packt. «Hast du gedacht?»
Da hab ich den Kotau gemacht.

Und es entging ihm, wie ich log,
Als er mich rauh zum Felsen zog

Und in die schroffe Tiefe stieß —
Doch mein Verborgnes leben ließ.

Der Morgenvogel sang es schon.
Der Fürst fiel davon tot vom Thron.

Um Johanni

Das Erdenelend ist wohl groß!
Doch hüpfet der Vogel Makellos
Wie aus der Ewigkeit hinein
Und dreht sein Köpfchen her und hin,
So säuberts sich, und bunter Sinn
Spielt auf sein Wams schon einen Widerschein.

Die toten Freunde

Zwei Tote treten in den Wirtshausgarten,
Und unter ihnen knirschts im Kies, dem harten.

Vom Kirchturm klopfen Morgenglockenschläge.
Der Mond rollt dampfend in die leere Schräge.

Das Tor weicht vor dem Stock, ein Netz der Spinnen.
Die drei Bedienermädchen schlafen drinnen, —

Der eine Freund entkam aus seinem Grabe,
Der andre freut sich noch der Erdenhabe.

Der erste sagte, daß er nun beweise,
Vorbei sei auch des andern Erdenreise.

Man könnte tot sein, doch Kapaunen kauen
Und die Kapaunen trägt beim Wein verdauen,

Und tot sein heute, ohne es zu wissen,
Und morgen eine muntre Fahne hissen.

Der andre schrie fast, dies sei übertrieben.
Sein Koffer berge, was sein Geist geschrieben.

Sein Leben sei es, was er hier bewahre;
Darunter auch ein Buch vom letzten Jahre.

Die vierzig Bände Verse und Geschichten,
Die wolle er in Stapeln jetzt errichten.

Er schlug sie vor den Freund mit Kartenhieben —
Die vierzig Bände aber blieben sieben.

Der erste Tote meint: «Ein Wiederfinden!
Die sieben, hochgeehrt in meinen Spinden!

Mein Freund, was hast du denn seither geschrieben?» —
«Hier dies! hier dies! » — Der Bände blieben sieben.

Die folgenden, oft stattlich, schön bebunden,
Sie waren, kaum zu Handen, schon verschwunden.

Der Schreiber schnob, es lächelte der Leser.
Die Morgenbrise fächelte die Gräser.

Kastanienblätter fingen an zu schwingen.
Die toten Freunde seufzten auf und gingen.

Segen

Halt ein! — Du sagst: «Mein Schmerz bewältigt mich!»
Die Überwältigung ist nicht für dich.

«Ich lebe ja doch nur noch kurze Zeit.»
Sie ist von Wein und Hostie eingeweiht.

Der Brunnen bleibe leer, der Senkkrug hohl,
Erwüchse neben ihm nicht das Symbol.

Will deine Kleinmut los von ihrer Pflicht:
Den Göttern bleibt der Weg und bleibt die Sicht.



Nachwort

Oskar Loerke wurde am 13. März 1884 in Jungen, einem Dorf im ehemaligen Westpreußen, geboren. Nach dem Besuch des Gymnasiums in Graudenz studierte er an der Berliner Universität einige Semester Philosophie, Germanistik und Musik.

Nach der ersten Buchveröffentlichung, der Erzählung *Vieta*, brach er 1907 das Studium ab.

«Seither», so heißt es in einer unveröffentlichten Lebensskizze, «wurde ich im Hauptberuf Schriftsteller. 1913 erhielt ich für meine, bis dahin entstandenen Erzählungen und Gedichte den Kleistpreis, zu welchem auch eine vom Norddeutschen Lloyd gestiftete Reise gehörte. Ich nahm einen längeren Aufenthalt am Nordrande der Sahara und in Süditalien.»

Während des ersten Weltkriegs übernahm er den Posten eines Lektors in dem alten S. Fischer Verlag, ein Amt, das er bis zu seinem Tode ausgeübt hat.

Ende der zwanziger Jahre übersiedelte er nach Frohnau, einem Vorort Berlins, in ein neuerbautes Haus, das er mit seiner Lebensgefährtin Clara Westphal und einem gemeinsamen alten Freund bezog. Dort ist er am 24. Februar 1941 gestorben.

Im Laufe von fünfundzwanzig Jahren sind von Oskar Loerke sieben Gedichtbücher erschienen – «Begonnen in der lieben Welt / Vollendet in der Hölle», wie er es bei ihrem Abschluß formuliert hat. Es sind: *Wanderschaft* 1911, *Gedichte* 1916 (in der Neuauflage von 1929 unter dem Titel *Pansmusik*), *Die heimliche Stadt* 1921, *Der längste Tag* 1926, *Atem der Erde* 1930, *Der Silberdistelwald* 1934, *Der Wald der Welt* 1936. Der vorliegende achte Band *Die Abschiedshand*, der den lyrischen Nachlaß der letzte Lebensjahre enthält, schließt Loerkes Gedichtwerk ab. Wer aber kennt es?

Eher ist sein Name durch essayistische Arbeiten in der *Neuen Rundschau* im Ohr geblieben, die 1925 gesammelten Aufsätze *Zeitgenossen aus vielen Zeiten* und die Charakterbilder von Stifter, Jean Paul, Rückert, Herder, Goethe unter dem Titel *Hausfreunde* von 1939, durch die Schriften über Johann Sebastian Bach: *Das unsichtbare Reich* 1935 und über Anton Bruckner 1938.

Wohl hat es nicht an Stimmen gefehlt, die Loerkes Gedichtwerk die gleiche Bedeutung im deutschen Schrifttum zumessen, wie sie George oder Rilke zuteil ward, aber die Wirksamkeit der Loerkeschen Bildersprache, der unmittelbare Vollzug unserer Seinsgestaltung in seiner Lyrik hat sich nur wenigen erschlossen. Das ist nicht einmal überraschend, wenn man bedenkt, daß die meisten Leser gern in Gedichte etwas hineinhören, hineinphantasieren, statt sich ohne Vorurteil dem dichterisch geprägten Wort zu überlassen. Die Loerkesche Prägung, die Weltbezogenes bildhaft wiedergibt, hat zuweilen für den ersten Blick etwas Sprödes und in seiner einmaligen Genauigkeit etwas Befremdendes. Wer aber unabgelenkt hinschaut, wird verstehen lernen, daß seine Gleichnisse stets eine Aussage des Wirklichen bedeuten.

Wer nun mit Loerkes früheren Gedichten vertraut ist, wird bei den Versen aus dem Nachlaß erkennen, daß die Sprache der Bilder einfacher und das poetische Element gegenständlicher geworden ist. Er mag mit einiger Bestürzung feststellen, wie sich der Dichter der *Pansmusik* zum politischen Richter einer Zeitepoche entwickelt hat, deren Unheil ihm vom ersten Augenblick an bewußt war. Er schrieb die Verse, „weil sein Gewissen schrie“. Viele hätten vor 1945 nicht veröffentlicht werden können.

Über die Einwirkung der Zeit auf den Charakter dieses lyrischen Vermächnisses, über die ausgesetzte Position des Dichters in den Jahren seit 1933, die «Abwehrzeit», kurz: über Loerkes Gesamterscheinung werde ich zu gegebener Zeit an Hand seiner Tagebuchaufzeichnungen und meiner persönlichen Erinnerungen noch im einzelnen Rechenschaft ablegen.

Für die Auswahl des lyrischen Nachlasses wurde nach Loerkes letzten Wünschen Rudolf Bach, Hans Hennecke und Wilhelm Lehmann herangezogen, Freunde, seit langem mit seiner Dichtung vertraut. Für ihre Hilfe bei der vorbereitenden Arbeit, die wir schon bald nach Loerkes Tod

durchführten, bin ich ebenso dankbar wie dafür, daß sie die Verantwortung für die nahezu vollständige Aufnahme der Gedichte aus dem Nachlaß mitübernahmen. Da jedes der sieben früheren Gedichtbücher nach einem bezeichnenden Gedicht benannt ist, wurde auch entsprechend für den Titel des Nachlaßbandes verfahren.

Das Gedicht *Die Abschiedshand* entstand im Herbst 1940, nach einem schweren Anfall von Angina pectoris, in der Berliner Landhausklinik und trägt den Vermerk: «Nach Todesschrecken».

Die Einteilung in vier Gruppen bot sich von selber an. Von den beiden Zyklen *Der Steinpfad* aus dem Jahre 1938 und *Kärntner Sommer* 1939 hatte Victor Otto Stomps noch zu Lebzeiten Loerkes je einen Sonderdruck in wenigen Stücken veranstaltet. Der fiktive Brief über die kompositorische Ordnung der Steinpfad-Dichtung, die ihren Ursprung in Loerkes Frohnauer Garten hat, bisher ungedruckt, mag zum Verständnis beitragen. Die dritte Abteilung vereinigt Widmungsverse und Lebenssprüche zu bestimmten Gelegenheiten.

Der letzte Teil enthält etwa fünfzig der im Juni und Juli 1940 in Bad Altheide im Glatzer Bergland entstandenen Gedichte, wo Loerke zur Kur weilte; ihnen wurde etwa zwanzig aus den Vorjahren und den letzten Monaten zugeordnet. Loerkes letztes Gedicht *Die Schuhe*, ein Gelegenheitsgruß für die Sängerin Helene Grell, ist am 21. Februar 1941, drei Tage vor seinem Tode, geschrieben.

Auf seinem Grab im Friedhof von Frohnau hält «nichts die Wacht, kein Stein, kein Erz. » Das zeitlose Vermächtnis seiner Gedichte, viele Jahre treulich bewahrt, wird hiermit der Nachwelt übergeben.

Juni 1949

Hermann Kasack

Quelltext

Logo 672: Treppe, Sabs, CC-Lizenz (BY 2.0) -
kostenlosen Bilddatenbank www.piqs.de,
bearbeitet durch gisela rieger"

Logo 673: „Holbein cadran polyédrique“ von googleartproject - Wikimedia Commons gemeinfrei,
bearbeitet durch gisela rieger

Alle Texte wurden durch mich aus dem in meinem Besitz befindlichen Buche

Oskar Loerke, "Die Abschiedshand,"
Letzte Gedichte,

Suhrkamp Verlag vorm. S. Fischer,
1949

entnommen.

Druck des Buches: W. Büxenstein GmbH, Berlin SW 61,
ICB 1046. 10956